

Teilabdruck aus:

Walter Gödden

# Traumata

Psychische Krisen  
in Texten von Annette von Droste-Hülshoff  
bis Jan Christoph Zymny

Ein Materialienbuch

AISTHESIS VERLAG

---

Bielefeld 2021

Die vorliegende Veröffentlichung erscheint im Rahmen des Projekts  
»Outside I Inside I Outside. Literatur und Psychiatrie«  
gefördert von der LWL-Kulturstiftung und vom Land Nordrhein-  
Westfalen. Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport

**LWL**

Für die Menschen.  
Für Westfalen-Lippe.



**Ministerium für Familie, Kinder,  
Jugend, Kultur und Sport  
des Landes Nordrhein-Westfalen**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Publiziert von  
Aisthesis Verlag Bielefeld 2021  
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld  
Satz: Germano Wallmann, [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)

Open Access ISBN 978-3-8498-1658-2  
Print ISBN 978-3-8498-1766-4  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

## **GESPALTENE WAHRNEHMUNG in Timon Karl Kaleyta's Roman *Die Geschichte eines einfachen Mannes* (2021)**

Spätestens seit Voltaires *Candide* (1759) kennen wir den Typus eines gutgläubigen Patrons, der einfach unbelehrbar ist und sich durch nichts in der Welt von seiner eigenen Meinung abbringen lässt. In Timon Karl Kaleyta's Romandebüt *Die Geschichte eines einfachen Mannes* (2021) hat sich so ein Naivling ins postmoderne Zeitalter hinübergerettet. Die Titelfigur ist derart von ihrer Deutungshoheit und Auserwähltheit überzeugt, dass sie mit Scheuklappen durch die Welt geht und nur das registriert, was ins eigene Weltbild passt. Der Roman liefert eine ganze Flut von Beispielen exorbitanter Selbstverblendung und -überschätzung. Er bildet Anschauungsmaterial für notorischen Narzissmus in Reinkultur.

Nahegebracht wird all dies nicht durch eine übergeordnete Erzählinstanz, sondern durch den Hauptakteur selbst, einen Gernegroß, der von dem Spleen besessen ist, die Welt sei nur deshalb erschaffen worden, um seine Genialität permanent unter Beweis zu stellen. Die Konsequenzen einer solchen Erzählhaltung wurden schon an anderen Beispielen dargestellt (s. z. B. S. 256ff. 266ff.). Mit dem Ergebnis, dass man höchst wachsam sein muss bei dem, was ein neurotischer Erzähler dem Leser/der Leserin als vermeintliche Wahrheiten auftischt. Im Extremfall darf man ihm gar nichts glauben. Misstrauen ist also angebracht, in diesem Fall sogar besonders.

Der Leser verfolgt das Geschehen größtenteils mit ungläubigem Staunen. Und dem bangen Gefühl bzw. der Hoffnung, dass sich der zu Übersprunghandlungen neigende Erzähler nicht erneut verrennt und einen kühlen Kopf bewahrt. Man ist ja durchaus gewillt, Sympathien für diesen seltsamen Kauz aufbringen, doch dann schießt er wieder meilenweit übers Ziel hinaus und gebärdet sich wie ein Elefant im Porzellanladen. Dokumentiert ist das alles in einer autobiografischen Aufzeichnung, in der der Erzähler auf die ersten gut 35 Jahre seines Lebens zurückblickt.

Er ist von Geburt an vom Glück geküsst:

Vom ersten mir in Erinnerung verbliebenen Moment empfand ich mein Leben als einen einzigen Segen, und das, obgleich meine Eltern nicht etwa Anwälte oder höhere Beamte, gar Diplomaten oder Unternehmer waren, für die Geld keine Rolle spielte, ganz im Gegenteil. Sie waren zwei einfache, unerbittlich für unser familiäres Auskommen schuftende Fabrikarbeiter, die tagein, tagaus von der schweren Arbeit erschöpft und von oben bis unten mit Ruß und Öl verschmiert nach Hause kamen, um es mir, ihrem einzigen Kind, nie auch nur am Allergeringsten mangeln zu lassen.

Große Teile dieser Kindheit und Jugend verbrachte ich in der Natur. In einem der Wäldchen nahe unserem bescheidenen Reihenhaus, in den schier unendlichen Kornfeldern des Bauern Müller, die gleich hinter unserem Haus begannen und jeden Sommer wie ein goldenes Meer unter meinem Fenster im Wind hin- und herwogten. In jeder freien Minute tobte ich mit meinen Schulfreunden in diesen Feldern herum, bis meine Mutter mich kurz vor Sonnenuntergang wieder in ihre Arme zurückrief – und dann saßen wir drei gemeinsam beim Abendbrot, das meine Mutter so liebevoll zubereitete, machten Scherze über die Ereignisse des Tages und lachten.

Und wenn ich nicht gerade frei wie ein Vogel durch die Natur streifte und mich dabei im Spiel und in Tagträumereien verlor, dann war es mir ein fast noch größeres Glück, meinem Vater, der ein meisterhafter Handwerker war, bei den kleineren und größeren Arbeiten im Haus zuzusehen und ihm im Rahmen meiner Möglichkeiten zur Hand zu gehen. Wenn er im Keller an seiner Werkbank Entzweigegangenes reparierte, als wäre nichts weiter dabei, wenn er nach der Arbeit oder an den Wochenenden in unserem Häuschen noch einen Raum tapezierte, Fliesen und Teppiche verlegte, Wände anstrich, Leitungen erneuerte und so fort. Mit staunenden Augen folgte ich ihm, wie er all diese Zaubereien aus dem Handgelenk schüttelte, und stellte mir vor, wie auch *ich* eines fernen Tages über dieselben Fähigkeiten verfügen würde.

Meine Eltern, die sich alle Aufgaben, so gut es eben ging, teilten, die genau wie ich in all den Jahren ohne Zweifel nicht glücklicher hätten sein können, erzogen mich dabei mit nichts als Sanftmut, Zuspruch und Verständnis, ganz gleich, was ich auch anstellte. Und das, obwohl sie selbst schwere Kindheiten hatten durchleben müssen, Kindheiten voller

Entbehrungen, geprägt von eiserner Strenge, Zucht und Armut, die ihnen beiden den Besuch einer höheren Schule von Anfang an verunmöglicht hatten. (S. 13f.)

So lebt er denn dahin in einer künstlichen Glocke der Selbstzufriedenheit. Doch dann ein erster Dämpfer. Obwohl der 18-Jährige Gymnasiast im Ruhrgebiet und in einem durch und durch sozialdemokratisch geprägten Umfeld aufgewachsen ist, schwärmt er für den damaligen Kanzler Helmut Kohl. In der Schule stempelt ihn dies zum Außenseiter, besonders nach Kohls verlorener Wahl 1998, als die SPD an die Regierung kam. Dass er sich mit einer solchen Haltung zum allgemeinen Gespött machte, stört den Erzähler wenig. Es stachelte seinen Hochmut und seinen Wunsch, sich von anderen abzugrenzen, nur noch mehr an. Fortan erklärt er sich – mehr oder weniger rücksichtslos – zum Maß aller Dinge.

Das Gefühl, ein Sonnyboy auf der ewigen Glücksstraße zu sein, ist jedoch nicht nur eine persönliche Marotte, es wird dem Erzähler auch von anderen einsuggeriert. Auf dem Gymnasium kann er sich der Annäherungsversuche des Referendars kaum erwehren. Jener befragt ihn:

»Sagen Sie mir lieber«, fuhr er fort, »was haben Sie eigentlich mit Ihrem Leben vor? Wissen Sie das schon?«

»Nein, Herr Junge«, schüttelte ich den Kopf. »Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht.«

»Das sollten Sie aber. Ich habe das Gefühl, in Ihnen steckt eine ganze Menge. In meinen Augen fahren Sie, wenn ich so sagen darf, mit angezogener Handbremse. Lassen Sie los. Ich glaube, dann hält Sie nichts mehr auf«, sagte er. »Und ich erzähle Ihnen *noch* ein Geheimnis. Sind Sie bereit?«

»Aber nur, wenn es kein gefährliches Geheimnis ist!«, gab ich etwas verschüchtert zurück.

Herr Junge schaute mich an, mindestens einen Moment zu lang für die Tatsache, dass er den Wagen zu lenken hatte, und legte seine Hand verschwörerisch auf mein linkes Knie.

»Jedes Geheimnis ist gefährlich und gleichzeitig ungefährlich. Es kommt darauf an, wer von dem Geheimnis weiß und was man daraus macht... Also, wollen Sie es hören?«

Ich nickte.

»Wenn Sie es weit bringen wollen, wenn Sie an die Fleischtöpfe wollen, dann passen Sie jetzt gut auf. Sie müssen zu den Leuten, die bereits dort sind, wo *Sie* hinwollen. Immer und immer wieder müssen Sie deren Nähe suchen, und, das ist ganz wichtig, Sie müssen diesen Leuten unter allen Umständen das Gefühl vermitteln, dass Sie *keine* Bedrohung für sie sind. Verstehen Sie das? Sie müssen sich immer klein und demütig geben, als könnten Sie keiner Fliege was zuleide tun, als läge Ihnen nichts ferner, als sich in den Vordergrund zu spielen, als hätten Sie das Wort Karrierismus noch nie gehört.«

»Karrie... was? Wie, bitte?«, fragte ich.

»Sie müssen in jeder Situation absolut glaubhaft so tun, als hätten Sie keinerlei Ambitionen, als bewunderten Sie die Leute über Ihnen geradezu. Loben Sie sie, himmeln Sie sie an, seien Sie überfreundlich, hilfsbereit und stellen Sie sich immer ein bisschen dumm und begriffsstutzig dar, das mögen diese Leute. Aber arbeiten Sie im Hintergrund wie ein Besessener. Und dann, eines Tages, kommt Ihre Stunde – bis zu diesem Moment hat Sie noch niemand als Bedrohung wahrgenommen, niemand hat Ihren Aufstieg bemerkt, weil er so kleinlaut daherkam, und plötzlich, über Nacht, haben Sie Ihre Konkurrenten links und rechts überholt und ihre Plätze eingenommen, und alle reiben sich die Augen... Ergibt das Sinn für Sie?« (S. 24f.)

Das Gespräch schließt mit dem von Herrn Junge vorgebrachten Appell: »Gebrauchen Sie Ihre Ellenbogen, wo Sie nur können – Sie haben jedes Recht dazu, Ihnen bleibt kaum etwas anderes übrig als Rücksichtslosigkeit, merken Sie sich das.« (S. 25) Die Rücksichtslosigkeit sei sein »schärfstes Schwert!« (S. 25)

Auch auf der Universität, zunächst während des Soziologiestudiums in Bochum, findet er Protegés. Und das, obwohl er sich gleich mit einem Dozenten anlegt. Er schreibt ihm:

Sehr geehrter Herr Professor, mit zunächst großem Interesse habe ich, wie Sie uns aufgetragen hatten, das Buch Die feinen Unterschiede von Pierre Bourdieu gelesen. Leider muss ich Ihnen mitteilen, dass jedes Wort darin unwahr ist, ja, schlimmer noch: Dieses Buch ist bössartig und gefährlich.

Ist das im Sinne der Universität, wenn ich in diesem Fall ÜBERHAUPT von einer Universität sprechen kann?!?

Ich würde mich sehr freuen, wenn wir einmal in Ruhe darüber reden könnten.

Mit herzlichen Grüßen Ihr Student (S. 65)

Der Dozent zeigt sich keineswegs brüskiert, sondern lädt den Erzähler zu einem Gespräch ein. Dort wiederholt der Protagonist seine Bourdieu-Kritik:

»Allerdings«, sagte ich, »genau. Also, hören Sie zu, Pierre Bourdieu ist ein Lügner, ein Scharlatan, ein gefährlicher Demagoge.«

»Pierre Bourdieu? Ein Demagoge? Der große französische Soziologe, der weitsichtig und scharfsinnig wie kaum ein Zweiter über soziale Ungleichheit geschrieben und geforscht hat?«

»So kann man es natürlich auch sagen...«, murmelte ich.

»Wie kommen Sie denn darauf?«, sagte er und lachte.

»Bourdieu behauptet, dass es für den einfachen Mann nahezu unmöglich wäre, sich über sein Schicksal zu erheben.

Ja, er sagt, man wäre auf ewig und für alle Zeit gezwungen und verdammt, in seiner Klasse und unter Seinesgleichen zu bleiben, weil uns die Klasse in die Art und Weise, wie wir sprechen und leben, eingeschrieben ist. Er sagt, niemand könnte seine Herkunft je abschütteln! Das ist eine absurde Frechheit!«

»Es ist zunächst einmal eine soziologische Hypothese!«

»Eine Hypothese, die verboten gehört!«, rief ich. »Merken Sie denn nicht, dass diese Hypothese, wie Sie es nennen, die Menschen verunsichert und in die Schranken weist? Wie soll denn ein einfacher Mann den Glauben daran bewahren, im Leben alles erreichen zu können, wenn einem in der Universität, in der ohnehin schon katastrophale Zustände herrschen, zu allem Übel noch beigebracht wird, dass man es gar nicht erst zu versuchen braucht? Ist das der Sinn der Soziologie, dass sie dem Menschen das Träumen austreibt?«

»Sie lesen Bourdieu falsch, junger Mann, aber immerhin lesen Sie ihn«, sagte der Herr Professor. »Das Gegenteil ist richtig, Pierre Bourdieu versucht, mit seinen Überlegungen zur Klassengesellschaft doch gerade die versteckten

Machtstrukturen offenzulegen, sodass sie idealerweise – irgendwann in der Zukunft – überwunden werden können.«

»Irgendwann in der Zukunft? Wann soll denn dieses Irgendwann Ihrer Meinung nach sein? In einhundert Jahren? So viel Zeit habe ich nicht, so lang lebt doch keiner! Und in der Zwischenzeit soll ich mich mit den Zuständen in der Welt abfinden? Soll brav soziologische Bücher lesen, mich mit den Gegebenheiten arrangieren, mich im Rahmen meiner Möglichkeiten bucklig schuften und mich schon an den kleinen Dingen des Lebens freuen? Ist es das, was Sie meinen?«

»Bewusstmachung der Probleme ist der erste Schritt zu ihrer Überwindung. Natürlich hat es, um bei Bourdieu zu bleiben, das Kind eines Pariser Staatssekretärs leichter im Leben als das maghrebische Migrantenkind aus der Banlieue oder der einfache Arbeiter aus Toulouse – auf nichts anderes versucht Bourdieu hinzuweisen, und darauf, wie sich diese unterschiedlichen Startbedingungen im Leben manifestieren und verfestigen. Im Geschmack, in der Art zu sprechen, ja, sogar in der Art, die Zukunft zu denken et cetera.«

»Ha!«, rief ich aus. »Verfestigen! Sie sagen es! Aber das könnte Bourdieu so passen. Nein, Bewusstmachung heißt Akzeptanz, heißt, zufrieden sein mit dem, was man hat – für mich liegt darin die ganze Perversion der ›soziologischen‹ Analyse. Die Perversion dieses ganzen Studiengangs. Die Soziologie will, dass wir die Zustände letztlich auch an dieser Universität akzeptieren. Sie will, dass alles so bleibt, wie es ist!«

Der Professor schwieg, vielleicht dachte er ernsthaft darüber nach, was ich gerade vorgebracht hatte.

»Wissen Sie was, ich sollte eigentlich gar nicht hier sein!«, entfuhr es mir nun. »Ich gehöre überhaupt nicht hierher! Ich hätte nämlich Arzt werden können. Alles hätte ich werden können. Werden *müssen*! Ich komme aus einfachem Haus, ganz recht, aber eigentlich bin *ich* der Beweis, dass Bourdieu und seine Soziologie irren. Ich bin das Gegenbeispiel! Es kommt eben *nicht* darauf an, woher man kommt, sondern nur, wie sehr man bereit ist, sein Glück einfach zu akzeptieren. Verstehen Sie doch, Herr Professor, *ich* bin der lebende Beweis dafür, dass das Leben ein Geschenk ist, ein fröhliches Spiel, dass alles erlaubt und kein Weg versperrt ist! ... Ich zog noch einmal an der Zigarette, stand auf und drückte sie über den schweren Schreibtisch gebeugt entschieden in seinem Aschenbecher aus.



»Wissen Sie was, Herr Professor, ich werde Ihnen beweisen, dass Pierre Bourdieu mit seiner Schwarzmalerei falschliegt – ich werde mich von diesem Studium, von der Soziologie und den Zuständen in den sogenannten Geisteswissenschaften, nicht unterkriegen lassen. Ach was, ich werde mich von überhaupt niemandem mehr unterkriegen lassen. Ich nicht! Guten Tag und vielen Dank für Ihre Zeit.« (S. 68ff.)

Fortan versucht er dem Professor zu beweisen, dass auch für ihn, den Studenten aus einfachen Verhältnissen, ein sozialer Aufstieg möglich sei. Er legt sich mächtig ins Zeug und findet Gefallen an der Rolle eines wohlgelittenen Studiosus. Sein Zwischenfazit:

Spätestens ab der Mitte meines Studiums war ich also endgültig angekommen in der Rolle des feinsinnigen jungen Mannes, der viel Zeit darauf verwandte, seine Sitten und Manieren, seine Formen der Höflichkeit und des Geschmacks zu verfeinern und vor dem Spiegel einzuüben, und der gerade im Gespräch mit jungen Frauen, für die ich mich sehr interessierte, ungefragt lange Vorträge darüber zu halten wusste, womit er sich gerade beschäftigte und was das alles für das Individuum und die Gesellschaft zu bedeuten hatte. Die Geschicke der Welt offenbarten mir mehr und mehr ihren Sinn. (S. 85)

Sein Abschluss ist so gut, dass ihm eine besondere Auszeichnung der Universität zuteilwird. An einer diesbezüglichen Feierstunde ärgert ihn allenfalls, dass auch noch andere in den Genuss einer Belobigung kommen. Beim Festbüffet ergibt sich ein weiterer Dialog mit seinem frustrierten Soziologie-Dozenten:

»Aber wie geht es denn jetzt weiter, Herr Professor?«

»Für Sie oder für mich?«, fragte er und steckte sich noch eine Frikadelle in den Mund.

»Für *mich* natürlich in erster Linie. Aber auch für uns alle, denke ich.«

»Nun, für Deutschland sehe ich schwarz, offen gestanden. Wissen Sie, der Chinese wird kommen, er ist im Grunde schon da.«

Ich schluckte. »Und die Reformen? Was ist mit den Reformen? Bringen die denn gar nichts?«

Professor Dietrich schüttelte müde den Kopf und wischte sich mit einer Serviette über die fettigen Lippen.

»Hören Sie, was Sie angeht... Ich möchte nichts beschönigen, Sie wissen es selbst, Sie werden nehmen müssen, was Sie bekommen. Nutzen Sie jede Chance, auch wenn Sie denken, Sie seien überqualifiziert. Senken Sie all Ihre Ansprüche. Greifen Sie nach den letzten noch verfügbaren Strohhalmen. Oder noch besser: Heiraten Sie schlau!«, sagte Professor Dietrich und stieß einen quietschenden Lacher aus.

»Heiraten?«, fragte ich erstaunt zurück.

»Ja. Es ist im Grunde Ihre einzige Chance. Ihre Eltern, sie ... haben ja kein Vermögen, richtig?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Sehen Sie. Dann machen Sie etwas aus Ihrem kulturellen Kapital! Lachen Sie sich eine reiche, nette Frau an. Seien Sie modern, machen Sie es wie die Frauen viele Jahrhunderte und Jahrtausende lang zuvor – suchen Sie sich eine Frau mit Vermögen, genießen Sie das Leben, erklären Sie ihr die Welt, reden können Sie ja. Kümmern Sie sich um sie, besorgen Sie den Haushalt, kümmern Sie sich um die Kinder, ich sage es noch mal: Heiraten Sie reich! Einen besseren Rat kann ich Ihnen nicht mit auf den Weg geben, fürchte ich. Und glauben Sie mir, ich meine es gut mit Ihnen«, sagte der Professor und legte seine Hand auf meine Schulter.

»Haben Sie denn Erfolg bei Frauen?«

»Ja, doch, sehr sogar!«, rief ich aus. »Sehr, sehr großen Erfolg!«

»Ausgezeichnet. Das ist schon die halbe Miete. Diese Fähigkeit könnte für Sie noch einmal Gold wert sein ...« (S. 101f.)

Der Dialog mit dem Dozenten macht dem Protagonisten einmal mehr klar, dass er nach dem Studium mit leeren Händen dasteht. Nach wie vor mit rühriger Unbeholfenheit ausgestattet, bewirbt er sich um ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes. Und hat tatsächlich Erfolg. Obwohl er kein Wort Spanisch spricht, wird ihm ein Studienplatz an der Universität Madrid zugewiesen. Statt die Universität zu besuchen, flaniert er jedoch ziellos durch die spanische Metropole. Dass er später seine germanistische Abschlussarbeit über Walter Benjamins *Passagen-Werk* (1927-1940) verfasst, passt ganz in sein Weltbild.

Mit den Fördergeldern geht er so saumselig um, dass er bald pleite ist. Die spanische Schönheit Noemie, mit der er liiert ist und in deren Wohnung er eine Bleibe gefunden hat, lässt er daraufhin von einem Moment auf den anderen im Stich. Er flieht nach Deutschland, um in Düsseldorf sein Studium, diesmal der Germanistik, fortzusetzen. Wieder einmal verletzt er Gefühle anderer derart rabiat, dass man ihm alles Schlechte an den Hals wünschen möchte.

Auch diesmal fällt er wieder auf die Füße. Ein Freund aus reichem Elternhaus hilft ihm aus der Patsche und kommt für seine Schulden auf. Er leiht ihm auch die familiäre Jaguar-Luxuskarosse, mit der der Protagonist fortan gern an der Universität vorfährt, um sich von anderen bewundern zu lassen.

Auch dort macht man ihm Avancen. Sein neuer Professor bietet ihm eine Stelle als Tutor für Erstsemester an. Er bewährt sich in diesem Job, der ihm weitere Möglichkeiten bietet, seine Eitelkeiten zu befriedigen. Der Dozent ermutigt ihn ferner zu einer Promotion und bietet ihm eine halbe Vertretungsstelle an – der erste Schritt auf dem Weg einer, wie ihn der Dozent wissen lässt, mit vielen Entbehrungen gepflasterten Universitätslaufbahn. Der Protagonist ist geradezu empört über derartige »halbe Sachen« und lehnt brüsk ab.

Bei seiner neuen Lebenspartnerin, der asiatische Grazie Soyoung Choi, einer reichen Spezialistin für Zahnchirurgie, weint er sich nicht nur buchstäblich aus. Sie nimmt ihn fortan unter ihre Fittiche, wobei eine Portion Fürsorge mit im Spiel ist. Für sie ist der Protagonist ein, wie sie wiederholt sagt, »kleiner Kindskopf«, der zur Räson gebracht werden müsse. Als ihn, wieder einmal, eine Nichtigkeit – gekränkte Eitelkeit – aus der Bahn wirft, überredet sie ihn zu einem Drogenexperiment:

Ich ließ meinen Kopf sinken. Ich fühlte mich erschöpft und ausgelaugt von den Ereignissen der vergangenen Wochen und Monate.

»Warte einen Moment, ich habe eine Idee, und jetzt ist genau der richtige Zeitpunkt dafür«, sagte Soyoung schließlich, stand auf, verschwand im Schlafzimmer und kam kurze Zeit später mit einem geheimnisvollen Lächeln im Gesicht zurück. Ohne ein Wort setzte sie sich neben mich und legte zwei längliche hellgraue Tabletten auf das kleine Tischchen vor uns. Ich schaute sie fragend an.

»Wir nehmen jetzt Drogen«, sagte sie freudig und betonte das Wort »Drogen« auf eine besondere, fast erheiternde Weise, indem sie es in die Länge zog und besonders klar artikulierte. Und dann wiederholte sie es noch einmal: »Drooooooooo- gen!«, und lachte.

»Aber ich nehme gar keine Drogen, Soyoungh«, sagte ich irritiert. »Ich habe sogar noch nie Drogen genommen!«

»Ja, das habe ich mir schon gedacht, um ehrlich zu sein«, sagte sie. »Warum eigentlich nicht?«

Ich grübelte, fand aber keine richtige Antwort. »Sind Drogen denn nicht gefährlich?«, fragte ich schließlich.

»Was soll denn daran gefährlich sein?«, antwortete Soyoungh.

Ich konnte nicht glauben, dass sie das auch nur ansatzweise in Zweifel zog.

»Also, das ist mir, ehrlich gesagt, neu«, sagte sie. »Wer sagt denn so was?« Was für eine bescheuerte Frage, dachte ich.

»Na, alle. Einfach alle! Und darum rühre ich diese Drogen auch nicht an. Für mich ist das nichts, davon habe ich immer schon die Finger gelassen. Und das sollten Sie auch, Frau Dr. Choi, es wird Sie noch in Teufels Küche bringen«, erklärte ich mit ernster Miene.

»So einen Unsinn habe ich ja noch nie gehört«, lachte Soyoungh. »Aber wie gesagt, ich habe mir das schon gedacht, und genau deswegen machen wir das jetzt auch. Unter ärztlicher Aufsicht sozusagen. Es ist nämlich genau das Richtige für so einen verklemmten jungen Mann, wie du einer bist...«

»Wieso denn verklemmt?«, wollte ich wissen.

»Na, hör mal, alles an dir ist eine einzige große Verklemmung. Wie du da schon sitzt und wie unsicher du durch die Gegend stolperst und wie du dich beim Sprechen immer überschlägst und einfach alles«, sagte Soyoungh und streichelte mir nun mit der flachen Hand über die Wange.

»Ach ja?! Wie spreche ich denn?« Mir war der Ärger nun deutlich anzuhören.

»Wie ein einziges großes Durcheinander. Schon als du zum ersten Mal in die Praxis gekommen bist, habe ich gleich gewusst«, führte sie aus, »dass da eine ganz einsame, verklemmte Seele zu mir auf den Behandlungsstuhl geweht worden ist, ein kleiner Mensch, der dringend ein wenig Unterstützung gebrauchen könnte.«

»Das hast du gedacht?«

»Gewusst habe ich es. Und ich habe ja auch recht behalten.  
Und jetzt nehmen wir diese herrlichen Tabletten. Wollen wir doch mal sehen, was das mit dir macht, ob das vielleicht alles ein wenig in Reih und Glied bringt.«  
»Aber was machen die denn mit mir?«  
»Ich würde sagen, sie lösen deine Probleme, zumindest ein paar davon. Und auf jeden Fall für heute.«  
Ich schwieg, dachte nach und machte mir Sorgen.  
»Schau mal, mein kleiner Kindskopf, ich bin doch Ärztin. Im Notfall rette ich dich.« (S. 195ff.)

Als die Beziehung zu Soyoung durch Verschulden des Protagonisten zu Bruch geht, löst das bei seinen Eltern eine halbe Panik aus. Sie hatten sich Hoffnung gemacht, dass ihr sprunghafter Sohn durch die Beziehung endlich zur Besinnung kommen würde. Als er das Scheitern der Beziehung beichtet, heißt es:

Etwas mir bislang ganz Unbekanntes lag in ihrem Blick. Eine Besorgnis ganz eigener Art. Dann senkten meine Eltern die Köpfe. Vielleicht war Soyoung, so denke ich heute, zu dieser Zeit, als ganz langsam alles ein wenig ins Wanken geriet, so etwas wie ihre letzte Hoffnung gewesen.  
»Aber«, sagte meine Mutter, »aber vielleicht seht ihr euch noch mal? Vielleicht wird es ja wieder was mit euch, mein Junge? Bitte, bitte, melde dich doch bei ihr. Es ist nie zu spät...«, fachte sie ihre eigene Hoffnung an.  
»Was hast du denn bloß wieder angestellt?!«, sagte mein Vater. »Was soll denn ohne sie aus dir werden?«  
»Aber das habe ich euch doch gerade alles ganz genau erklärt!«  
Meine Mutter stieß einen schweren, langen Seufzer aus.  
»Und jetzt entschuldigt mich bitte«, sagte ich wütend und stand auf, »mir gefällt diese Stimmung hier überhaupt nicht. Ich habe so viel erreicht, so unendlich viel mehr als jeder andere hier in der Gegend, viel mehr als all diese Idioten, mit denen ich mal Abitur gemacht habe. Und was macht ihr? Ihr misstraut mir und entmutigt mich, wo ihr nur könnt. Ich gehe mich kurz frisch machen, wenn ihr erlaubt? Das ist ja hier nicht zum Aushalten.«  
Ich stand auf, stampfte die Treppen nach oben, schloss mich im Badezimmer ein und versuchte, mich zu beruhigen.« (S. 258f.)

Schuld am Scheitern seiner Beziehung zu Soyong war nicht zuletzt die Musik. Sie ermöglichte es dem Protagonisten, sein Traumtänzer-Dasein bis über das dreißigste Lebensjahr hinaus auszuleben. Obwohl musikalisch untalentierte, verfügt er über die besondere Gabe, dadaistische Songtexte aus dem Ärmel schütteln zu können und diese auf der Bühne exzessiv zu zelebrieren. In Insiderkreisen der Clubszene erlangt er hierdurch einen gewissen Kultstatus. Doch der Erfolg steigt ihm zu Kopf und er degradiert seine Bandmitglieder zu Statisten. Als er mit »seiner« Band (die in Wirklichkeit die seines Freundes ist) erfolgreich durch die Lande tour, werden windige Plattenfirmen und Manager auf ihn aufmerksam. In Kontaktgesprächen entgeht diesen nicht, dass ihr Gegenüber in einer rosaroten Wolke lebt und sich gern umschmeicheln ließ. Entsprechend nutzen sie seine Unerfahrenheit aus. Ein geplanter Plattenvertrag kommt nicht zustande, was den Protagonisten in den finanziellen Ruin treibt. Wieder einmal steht er vor einem Scherbenhaufen. Seine Versuche, erneut mit Soyong anzubandeln, scheitern. Nachdem er sie vollkommen vernachlässigt hatte, war sie eine neue Beziehung eingegangen. Sie war ein weiteres Opfer, das der Protagonist in Kauf nahm, um seinen Ego-Trip auszuleben.

Am Schluss hat der Protagonist nicht nur bei seinen Freunden, sondern auch beim Leser sämtlichen Kredit verspielt. Er bietet ein einziges Bild des Jammers. Völlig abgebrannt (seine Schulden belaufen sich mittlerweile auf 20.000 Euro) hauste er in einer Berliner Hinterhof-WG:

Jeden Tag verließ ich mein Kämmerchen ein wenig hoffnungsloser und entmutigter, schritt ziellos durch die Straßen der Hauptstadt, jeden Tag in eine andere Richtung, und hoffte, dass sich vielleicht irgendetwas ereignen würde, eine Fügung des Schicksal, etwas, mit dem ich nur ein kleines bisschen Geld verdienen konnte, um einerseits Mut zu schöpfen, aber vor allem nicht schon bald auf der Straße zu sitzen, ganz unten, wie ich es mir, wenn ich am Abend im Bett lag und es mich vor Angst schüttelte, bereits ausmalte.

Ich war gewillt, alles zu versuchen. Einmal hatte ich mir sogar eine Tageszeitung gekauft und darin, wie ich es mir als Kind immer vorgestellt hatte, nach Stellenanzeigen gesucht, dann allerdings festgestellt, dass es so etwas überhaupt nicht mehr gab ... Ich hatte nun seit zwei Tagen nichts

mehr gegessen, meine Reserven waren vollständig aufgebraucht, keinen Cent besaß ich mehr, als ich eines Morgens erwachte. Ich hatte Hunger, mich schier wahnsinnig machenden Hunger, und nach dem Aufstehen versuchte ich, im Kühlschrank meiner Mitbewohner irgendetwas Essbares zu finden, auf dass ich den Tag nicht mit knurrendem Magen verbringen müsste. Aber außer ein paar alten, schon etwas gallertartig gewordenen Haselnüssen auf dem Boden des Gemüsefachs konnte ich nichts Essbares finden, das nicht später sträflich vermisst worden wäre. Mit etwas Überwindung steckte ich mir die Nüsse in den Mund und schluckte sie ohne zu kauen runter. Dann brach ich mit zittrigen Beinen und beginnendem Schwindel auf.

Es war zu allem Übel auch noch ein Sonntag, schon am nächsten Tag würde die Miete anfallen, und ich schlenderte mit gesenktem Kopf durch die Straßen, schoss dann und wann einen kleinen Kiesel vor mir her, als ich mit einem Mal, ich hatte die Hoffnung schon fast wieder aufgegeben, vor einem gigantischen, hoch aufragenden Bunkerkomplex stand, vor dem eine haushohe Skulptur aus weißem Marmor aufgebaut war. (S. 290f.)

Doch das Schicksal meint es abermals gut mit ihm. Ein dubioser Kunsthändler nimmt sich seiner an und stellt ihn als Hausmeister ein. Wie in Jan Philipp Zymnys Roman *Grüß mir die Sonne* (s. S. 395ff.) erlangt er durch körperliche Arbeit Boden unter den Füßen. Aber wird das auf Dauer gut gehen? Die letzten Sätze des Romans verheißen nichts Gutes: »Welche unglaublichen Überraschungen, fragte ich mich nun manchmal heimlich, würde der liebe Gott wohl als Nächstes für mich bereithalten? Ich konnte es eigentlich kaum mehr erwarten.« (S. 313)

Mit der Figur des »einfachen Mannes«, der natürlich alles andere als ein einfacher Mann ist, hat Timon Karl Kaleyta einen originellen Charakter erschaffen, dessen Werdegang und Schicksal der Leser/die Leserin mit einer Art Hassliebe über gut 300 Romanseiten mit gleichbleibendem Interesse verfolgt. Er lernt eine Gestalt kennen, die wie der Grimm'sche Hans im Glück all sein Hab und Gut (in diesem Fall seine Talente) verschleudert und sich doch lange Zeit wie ein Krösus fühlt. Bis ihn dann ein Totalabsturz zumindest temporär zur Besinnung kommen lässt. Dass der Autor mit seinem Antihelden das Geburtsjahr, die Herkunft und die Stationen des Werdegangs (unter anderem auch die musikalische

Vergangenheit, er ist Mitglied der Band »Susanne Blech«) teilt, ist eine zusätzliche Pointe der hier grandios betriebenen Identitätscamouflage.

Über solche autofiktionalen Lesarten hinaus hat Kaleyta in seinem Roman – im Kontext der vorliegenden Untersuchung – einen Typus beschrieben, der Opfer seiner selektiven Wahrnehmung ist und an einer eklatanten Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung leidet. Dabei scheinen – im Subtext – auch Bezugnahmen auf den heutigen Kunst- und Kulturbetrieb mit im Spiel zu sein. Dieser bringt, könnte man interpretieren, in instabilen gesellschaftlichen Zeiten labile Nerds hervor, mit deren Selbstbewusstsein es nicht weit her ist. Einen ähnlichen Typus hat Jörg Albrecht in seinem Buch *Anarchie in Ruhrstadt* (2014) karikiert: Verblendete Existenzen, die in einer rosaroten Traumwelt leben und ein Dasein ohne Netz und doppelten Boden fristen, sich irgendwie durchs Dasein lavieren und dabei oft nur ihren eigenen Weg und Vorteil vor Augen haben, koste es, was es wolle. In ihrer eigenen Überempfindlichkeit sind sie immun gegen jede Form von Kritik und zerfließen in Selbstmitleid, wenn sich Dinge anders als erhofft entwickeln. So scheint die Titelfigur von *Die Geschichte eines einfachen Mannes* auch die Blaupause für heutiges Künstlerdasein abzugeben, das sich häufig auf des Messers Schneide bewegt. In Kaleytas Roman ist all dies mit einer selbstironischen, tragikomischen Note konnotiert. Eine wohlkalkulierte, oft provozierende Erzählhaltung, die den besonderen Reiz des Textes ausmacht.

Mit einem Schwarmgeist wie dem Kaleyta'schen Antihelden gelangen wir zum Anfang dieser Untersuchung zurück und damit zu einem pathologischen Genie wie Anton Mathias Sprickmann (s. S. 11ff.). Er musste erkennen, dass Talent allein nicht ausreicht, um in der wirklichen Welt bestehen zu können. Kaleytas Romanheld ist dagegen in postmodernen Zeiten ein Spieler und Hochstapler, Opfer und Täter zugleich.



# Inhalt

Vorab	9
WELTSCHMERZ in Anton Mathias Sprickmanns Autobiografie <i>Meine Geschichte</i> (1787ff.)	11
TODESÄNGSTE in Annette von Droste-Hülshoffs Werken und Briefen	22
INNERE ZERRISSENHEIT – Christian Dietrich Grabbes Briefe	39
SCHIZOPHRENE GEWALT in Peter Hilles Erzählung <i>Ich war der Mörder</i> (1888)	56
TÖDLICHER WAHNSINN in Gustav Sacks Romanfragment <i>Paralyse</i> (1913/14)	69
PSYCHIATRIEERFAHRUNGEN in Lebenszeugnissen Jakob van Hoddis' und Gustav Sacks (1912/1916)	84
PERSÖNLICHKEITSSPALTUNG in Adolf von Hatzfelds Erzählung <i>Franziskus</i> (1919)	92
DROGENABHÄNGIGKEIT in Paul Schallücks Roman <i>Die unsichtbare Pforte</i> (1954)	103
TRAUMATA in Peter Paul Althaus' Gedichtband <i>Wir sanften Irren</i> (1956)	114
DESTRUKTIVER NARZISSMUS in Heinrich Schirmbecks Roman <i>Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey</i> (1957)	127

MORDFANTASIEN in Thomas Valentins Roman <i>Hölle für Kinder</i> (1961)	146
UNBEWÄLTIGTE SCHULDKOMPLEXE in Jenny Alonis Roman <i>Der Wartesaal</i> (1969)	156
GEFÜHLSCHAOS in Karin Strucks Roman <i>Klassenliebe</i> (1973)	164
UNBEWÄLTIGTE VERGANGENHEITSERFAHRUNG in Rainer Horbelts Roman <i>Die Zwangsjacke</i> (1973)	174
ENTFREMUNG in Sozialreportagen von Max von der Grün	182
RADIKALE SELBSTENTBLÖSSUNG in Ernst Müllers <i>Mancha</i> -Romanen (1982-1996)	190
HALLUZINATIVE WELTFLUCHT in Werner Zilligs Roman <i>Die Parzelle</i> (1984)	200
REALITÄTSVERLUST in Wolfgang Welts Romanen <i>Peggy Sue</i> (1986), <i>Doris hilft</i> (2009) und <i>Fischsuppe</i> (2014)	205
HILFLOSIGKEITSGEBÄRDEN in Walter Liggesmeyers Gedichtband <i>Schwarze Zeit</i> (1989)	218
IDENTITÄTSVERWIRRUNG in Erwin Grosches Theaterszenen und seiner Krimi-Groteske <i>Alle Gabelstaplerfahrer stapeln hoch</i> (1993)	227
GEWALTFANTASIEN in Ludwig Homanns Erzählungen und Romanen	242
KREBSERFAHRUNG (1) in Hans Dieter Schwarzes Roman <i>Rote Vogelschwärme</i> (1994)	251
ÜBERSPRUNGSHANDLUNGEN in Jörg Uwe Sauers Roman <i>Uniklinik</i> (1999)	256

IDENTITÄTSVERLUST in Martin Jürgens' Inszenierung von Robert Walsers Roman <i>Jakob von Gunten</i> (2000-2002)	266
KRANKHAFT OBESSIONEN in Judith Kuckarts Romanen <i>Kaiserstraße</i> (2006) und <i>Der Bibliothekar</i> (1998)	280
KREBSERFAHRUNG (2) in Michael Klaus' Romanen <i>Totenvogel Liebeslied</i> (2006) und <i>Tage auf dem Balkon</i> (2009)	288
SELBSTENTFREMUNG in Hans-Ulrich Treichels Romanen <i>Anatolin</i> (2008) und <i>Der Verlorene</i> (1998)	298
MUTTERVERLUST: Peter Wawerzineks Roman <i>Rabenliebe</i> (2010)	305
MINDERWERTIGKEITSGEFÜHLE in Andreas Mands Roman <i>Der zweite Garten</i> (2015)	321
DEPRESSIONEN in Tobi Katzes Roman <i>Morgen ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet</i> (2015)	331
NAHTODERFAHRUNG in Nina Georges Roman <i>Das Traumbuch</i> (2016)	345
TODESSEHNSUCHT in Tim Krohns gleichnamiger Erzählung (2017)	356
NO-RESTRAINT – Andreas Kollenders Roman <i>Von allen guten Geistern</i> (2017) über Ludwig Meyer, einen Pionier der Psychiatriebewegung	363
LEBENSÜBERDRUSS in Christoph Höhtkers Roman <i>Das Jahr der Frauen</i> (2017)	379
POSTTRAUMATISCHE BELASTUNGSSTÖRUNGEN in den Romanen Klaus Märkerts (2009-2019)	384

GRÖSSENWAHN in Jan Philipp Zymnys Roman <i>Grüß mir die Sonne</i> (2017)	395
AMNESIE in Christian Y. Schmidts Roman <i>Der letzte Huelsenbeck</i> (2018)	403
BINDUNGSLOSIGKEIT in Susan Krellers Jugendroman <i>Elektrische Fische</i> (2019)	413
SUIZIDGEFÄHRDUNG in Burkhard Spinnens Roman <i>Rückwind</i> (2019)	418
PHOBIEN in Helge Timmerbergs Reiseroman <i>Das Mantra gegen die Angst</i> (2019)	425
ADHS-SYMPТОМАТИК in Thorsten Nagelschmidts Roman <i>Arbeit</i> (2020)	431
VERLUSTERFAHRUNGEN in Michael Roes' Essayband <i>Melancholie des Reisens</i> (2020)	434
GESPALTENE WAHRNEHMUNG in Timon Karl Kaleytas Roman <i>Die Geschichte eines einfachen Mannes</i> (2021)	447
Dank	461